



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 29. November 1908

(Die Lage im Orient. Deutschland und England. Zur Reichsfinanzreform.)

Die aufgestörten Nerven der politischen Welt wollen sich noch immer nicht beruhigen. Aus den Schwierigkeiten, die allen europäischen Mächten durch die Balkankrise bereitet worden sind, ist ein Ausweg noch nicht gefunden; die Spannungen dauern fort, und die kleinen Balkanstaaten verharren in der gereizten, kriegslustigen Stimmung gegen Österreich-Ungarn, während das jungtürkische Regiment im Osmanenreich noch nicht die rechte Sicherheit erlangt hat, um einen festen Kurs durch alle Gefahren der Lage hindurch zu steuern. Der „Triple-Entente“ England, Frankreich und Rußland merkt man an, wie sehr ihnen die österreichisch-ungarische Balkanpolitik Verdruß bereitet hat, aber um deswillen Europa in Brand zu setzen, scheut man sich um so mehr, als die innere Einigkeit und wahre Interessengemeinschaft der drei Mächte, die durch ganz eigenartige weltpolitische Erwägungen und Notwendigkeiten zusammengeführt worden sind, manches zu wünschen übrig läßt und nicht zu starken Belastungsproben ausgesetzt werden darf. Um der asiatischen Verhältnisse willen sind England und Rußland eine politische Vernunftsee eingegangen, und die Gründe dieses Verhältnisses reichen gerade aus, um Rußland zu vermögen, an der Seite Englands in Persien mit süßlaurer Miene die Rolle eines Schutzenschirms der Volksfreiheit gegen die Staatsstreichgelüste des Schahs zu übernehmen. Aber im noch nähern Orient will das Rechenexempel nur schwer stimmen. Wenn England zur Befestigung seines Einflusses am Goldenen Horn die Formel findet, daß es sich als Hort des jungen türkischen Parlamentarismus fühlt, so kann Rußland das an dieser Stelle nicht ohne weiteres mitmachen. Es kann nicht nach Teheraner Muster seine Vertreter die englischen Kundgebungen mit unterzeichnen lassen, denn damit würde es die überlieferte Grundlage seiner Balkanpolitik, die Sympathien und Hoffnungen der Südslawen, rettungslos preisgeben. Es kann auch nicht wie früher die Sympathien der Südslawen durch eine Draufgängerpolitik nähren, denn wenn man auch die wirkliche Macht Rußlands keineswegs in dem Maße unterschätzt, wie es viele nach dem japanischen Kriege zu tun geneigt sind, so hat Rußland doch alle Ursache, eine vorsichtige Politik zu treiben, wenn es mit der Möglichkeit rechnen muß, sein Prestige in der slawischen Welt durch einen Krieg zu erproben. Und das hier Erwähnte ist nur ein Teil der Schwierigkeiten und Widersprüche, die sich aus der gegenwärtigen Lage auf der Balkanhalbinsel ergeben.

Nebenher geht die fortgesetzte Erörterung der deutsch-englischen Beziehungen in allen Tonarten, die überhaupt möglich sind. Eine bis an die äußerste Grenze des Möglichen gehende Verbissenheit und Gehässigkeit kommt dabei auf englischer Seite ebenso zum Wort wie das Bestreben, die Lage maßvoll und friedfertig aufzufassen. Aber das beherrschende Moment ist ein bis zu vollständigen Wahnvorstellungen gesteigertes Mißtrauen, das jeder vernünftigen Vorstellung unzugänglich ist. In der deutschen Presse begnügt man sich im allgemeinen damit, dies festzustellen und die Konsequenzen, die man für nötig hält, daraus zu ziehen. Eine wirkliche Erwidern der Feindseligkeit, die in England gegen uns herrscht, ist kaum zu spüren; die Stimmung bei uns ist mehr die eines allgemeinen Kopfschüttelns über die fieberhafte Nervosität der Engländer. Dem in dem Kaiserinterview des Daily Telegraph enthaltenen bedauerlichen Irrtum, als ob die Mehrheit des deutschen Volkes englandfeindlich sei, folgte ein allgemeiner Protest der Presse und sämtlicher Parteien des Reichstags. Aber man darf sich nicht darauf verlassen, daß dieser

Protest von dem Teil der öffentlichen Meinung in England, der die Vorstellung von der „deutschen Gefahr“ aufrechtzuerhalten beflissen ist, gehört und beachtet wird, wenn auch der Premierminister Asquith in vollkommen loyaler Weise darauf hingewiesen hat. Wir dürfen uns daher keinen Täuschungen hingeben und müssen damit rechnen, daß die aufgeregten Nerven des englischen Volkes noch immer künstlich in Spannung gehalten werden und uns Überraschungen bereiten können.

Darauf deutet auch das Auftreten der beiden Lords Roberts und Cromer im Oberhause hin. Sie traten dafür ein, daß nicht nur der englischen Seemacht der absolute Vorrang vor allen übrigen gesichert werde, sondern auch die Landmacht auf einen Stand gebracht werde, der die Sicherheit des Landes auch ohne den Schutz der Flotte verbürge. Nun kann man den Standpunkt dieser beiden um ihr Land hochverdienten Männer wohl verstehen. Die militärischen Erfahrungen des Lord Roberts legen ihm den Gedanken nahe, daß das alte System, mit dem sich England bisher in den von ihm geführten Landkriegen beholfen hat, auf die Dauer nicht genügende Gewähr dafür bietet, daß England unter den andern stark gerüsteten Weltmächten jeder Aufgabe einer modernen Großmacht gewachsen ist. Der alte Soldat, der zwar kein genialer Feldherr, aber ein klarblickender, entschlossener Patriot ist, hat auf den Schlachtfeldern Indiens und Südafrikas genug gesehen, um die Erfordernisse der Weltlage zu begreifen. Und ebensowenig kann sich ein bedeutender Staatsmann wie Lord Cromer, der solange auf einem Posten gestanden hat, der für die heutige Weltstellung Englands vielleicht der entscheidendste und verantwortlichste ist, darüber täuschen, daß die englische Macht einer stärkern Heranziehung und Ausnutzung der militärischen Kräfte des Mutterlandes bedarf, und daß die Flickarbeit, die der Kriegsminister Haldane mit redlichem Willen, aber geringem Erfolge vorzunehmen versucht hat, dazu nicht ausreicht.

So weit wird man es also verstehen, daß diese beiden Männer das Gewicht ihrer Persönlichkeit einsetzten, um in ihrem Lande das Bewußtsein zu wecken, daß die Verteidigung des Landes nicht auf einer starken Flotte allein beruhen könne, sondern eine weitere Entwicklung und Ausgestaltung der Wehrkraft erforderlich mache. Aber um dies ihren Landsleuten begreiflich zu machen, wiesen sie auf die Gefahr einer deutschen Invasion hin. Nun wird man nicht annehmen können, daß Lord Roberts und Lord Cromer selbst für ihre Person an diese Gefahr glauben. Es gibt vielleicht im englischen Parlament sogenannte „Politiker“, die dergleichen glauben können, weil sie von den Bedingungen, unter denen militärische Unternehmungen moderner Armeen ausgeführt werden können, durchaus nichts verstehen. Zu den Persönlichkeiten dieser Art wird man Lord Roberts nicht rechnen dürfen. Und was Lord Cromer betrifft, so ist er zwar nicht militärischer Fachmann, aber ein klarer Kopf und ein scharfblickender Mann der Praxis, der nicht etwas behaupten wird, was er nicht auf seine Wirklichkeit oder Möglichkeit hin genau geprüft hat. Man kann also ruhig sagen: es ist ausgeschlossen, daß die beiden Männer eine deutsche Invasion für möglich oder wahrscheinlich halten. Trotzdem haben sie ihre Ausführungen ausdrücklich auf diese Befürchtung gestützt. Warum wohl?

Es gibt dafür nur eine Erklärung. Die beiden Mitglieder des Oberhauses müssen doch wohl geglaubt haben, daß bei dem Publikum, das sie zu ihrer Ansicht bekehren wollten, kein anderer Beweisgrund so eindrucksvoll und zugkräftig sein werde wie gerade der Gedanke einer drohenden deutschen Invasion. Und eben dieser Gedankengang ist es, der der Sache für uns eine Bedeutung gibt. An und für sich kann es uns ganz gleichgültig sein, welche Maßregeln England zu seiner Verteidigung für notwendig hält. Denn wir wollen ja England gar nicht angreifen, und somit ist es eine innere Angelegenheit Englands, wie es seine Wehrkraft organisieren will. Was uns aber interessieren muß, ist die Tatsache, daß bedeutende

Männer in England, um reorganisatorische Gedanken auf diesem Gebiete durchzusetzen, selbst den Schein der Lächerlichkeit und der Unkenntnis nicht scheuen und die Begründung ihres Vorgehens in einer Verdächtigung Deutschlands suchen. Daraus folgt nämlich, daß das Mißtrauen gegen Deutschland und die Überzeugung einer von uns drohenden Gefahr in England viel verbreiteter und stärker ist, als die vernünftigen Leute im britischen Reiche wahrhaben wollen. Darauf müssen wir uns natürlich einrichten. Wir sollen nicht etwa den Haß und das Übelwollen, das uns entgegengebracht wird, erwidern, denn das würde eine politische Torheit sein, die uns nur Schaden bringt, aber wir müssen auf alles gefaßt sein und dürfen keinesfalls den Sirenenrufen folgen, die uns mit Abrüstungsgedanken und freiwilligen Einschränkungen unsrer Land- und Seemacht ködern wollen. Wenn unsre durch die Tat bewiesene Friedensliebe seit Bestehen des Deutschen Reichs so wenig Früchte getragen hat, so wird die Verminderung unsrer Streitkräfte uns auch nicht vor Verdächtigungen schützen, wohl aber wird sie fremdes Mißtrauen und Übelwollen zur Angriffslust steigern und den besten Schutz verringern, den wir für uns haben, nämlich die Furcht vor unsrer Macht.

In unsern Reichstagsverhandlungen ist die erste Lesung der Finanzreformvorlagen in der verflossenen Woche noch nicht zu Ende geführt worden. Die Debatte macht äußerlich den Eindruck des Versandens. Mit jedem neuen Verhandlungstage sinkt die Teilnahme an den Reden. Das kann vielleicht sehr übel gedeutet werden, aber es ist eigentlich nur natürlich. Es ist über die allgemeine Bedeutung der einzelnen Reformprojekte schon vor Erscheinen der Vorlage viel gesagt und geschrieben worden. Man kennt die Meinung der Parteien zur Genüge. Für die Frage, was nun aus der Vorlage werden soll, ist nicht die allgemeine Stellungnahme der Redner in der ersten Lesung, sondern die Kommissionsarbeit maßgebend. Daß die verschiedenen Parteien zunächst an den einzelnen Vorschlägen allerlei auszusetzen haben, wußten wir vorher. Wer sein Urteil über das Schicksal der Reichsfinanzreform auf den Eindrücken der ersten Lesung aufbauen will, in der nach alter Gepflogenheit die Parteien ihre Meinung sagen ohne Rücksicht auf das praktische Ziel — das natürlich immer ein Kompromiß sein wird —, der muß selbstverständlich zu der Ansicht kommen, daß die Reform zu drei Vierteln schon gescheitert ist. Ja wenn man genau zusammenrechnet, welche Vorschläge schon jetzt eine sichere Mehrheit im Reichstage haben, so wird man vielleicht noch nicht ein Viertel des ganzen Bedarfs erhalten. Aber darauf kommt es zunächst gar nicht an, wenn es auch verschiedenen Parteigewaltigen ein großes Vergnügen bereiten mag, mit der überlegenen Weisheit ihrer Parteigrundsätze die Vorschläge der Regierung zu zerzausen. Das kostet nichts und erfordert nicht einmal einen wesentlichen Aufwand von Verstand. Erst dann, wenn die Zusammenarbeit der Parteien mit der Regierung in das Stadium getreten ist, wo die Verantwortung für des Ergebnis ihren Druck auszuüben beginnt, kann man anfangen, Anhaltspunkte für das schließliche Schicksal der Reform zu suchen. Der Reichstag ist in diesem Falle gar nicht in der Lage, sich durch ein einfaches Votum seiner Mehrheit dafür zu entscheiden, ob er eine Regierungsvorlage annehmen will oder nicht. Hier ist seine Aufgabe höher und umfassender. Er ist zur verantwortlichen Mitwirkung an der Bewältigung einer Aufgabe berufen, die von grundlegender und entscheidender Bedeutung für die Zukunft des Reiches ist. Die Unhaltbarkeit der Finanzorganisation des Reichs ist von allen Parteien in der Hauptsache anerkannt worden. Daran muß man festhalten. Der Versuch einiger Parteien, den zu deckenden Bedarf durch Rechenkunststücke etwas hinunterzuschrauben, hat nur die Bedeutung eines parlamentarisch-taktischen Manövers, das mit der alten Gewohnheit, an die Dummheit der Wählermassen zu appellieren, zusammenhängt, an der

Verantwortlichkeit des Reichstags für die Lösung der tatsächlich vorliegenden Aufgabe jedoch nichts ändert. Darin liegt ein Zwang für den Reichstag, zu einem bestimmten Ergebnis zu gelangen, wodurch für den Finanzbedarf des Reichs Deckung geschaffen wird, und unter diesem Zwange ist es den Parteien gar nicht möglich, sich auf den Standpunkt zu verbeissen, der ihnen als finanzpolitisches Ideal vorschwebt. Es müssen eben von allen Seiten Zugeständnisse gemacht werden, weil am letzten Ende doch von keiner Partei die Verantwortung für das Scheitern der Reform übernommen werden kann. Man erinnere sich, welche weitgehende Meinungsverschiedenheiten bei der Beratung des Zolltarifs zu überwinden waren. Und damals gab es Parteien, die den neuen Zolltarif überhaupt nicht wollten, sich also auch kein Gewissen daraus zu machen brauchten, wenn nichts zustande kam. Heute liegt der Fall anders. Alle Parteien mit Ausnahme der Sozialdemokratie — die ja auf dem Boden der bestehenden Staatsordnung überhaupt nichts will, also bei allen positiven Zielen von vornherein selbstverständlich ausfällt — wollen eine Finanzreform. Daß jede Partei zunächst versucht, sie möglichst auf ihre Art zu wollen, ist natürlich. Das ist aber kein endgiltiges Hindernis für das notwendige Kompromiß, das man nicht aus einem unbegründeten Optimismus, sondern im Hinblick auf die Logik der Tatsachen mit einem gewissen Recht zuletzt erwarten darf. Gewiß werden manche Vorschläge bedeutend umgeändert werden müssen, vielleicht auch ganz fallen. So erscheint das Schicksal der Gas- und Elektrizitätssteuer in der Tat zweifelhaft. Fallen wird hoffentlich auch die Inzeratensteuer, dieses am grünen Tisch ausgebrütete Ungeheuer. Selten ist wohl eine Regierungsvorlage mit so geringer Kenntnis der wirklichen Verhältnisse ausgearbeitet worden wie dieses Projekt der Inzeratensteuer. Aber mit diesen Steuern wird das Rückgrat der ganzen Reichsfinanzreform kaum berührt. Bedenklicher ist der Widerstand der Rechten gegen die Nachlaßsteuer. Denn sollte dieser Teil des Reformplans wirklich ausfallen, so wird der Gegendruck der andern Parteien, die ja schon große prinzipielle Zugeständnisse zu machen bereit sind, so stark sein, daß es ohne eine andre Art direkter Reichssteuern nicht gehn wird. Sollte aber eine Reichsvermögenssteuer durchgedrückt werden — was wir im Interesse der einzelstaatlichen Finanzen für eine unglückliche Maßregel halten würden —, so würden die rechtsstehenden Parteien aus dem Regen in die Traufe kommen. Denn bei einer solchen Vermögenssteuer würde die besondere Berücksichtigung der agrarischen und der Mittelstandsinteressen kaum zu ermöglichen sein. Die Nachlaßsteuer erscheint immer noch als die mildeste und geeignetste Form der Vermögenssteuer.

Vollständig bestimmen aber muß man den Konservativen, wenn sie sich mit Schärfe und in der entschiedensten Form gegen den von liberaler Seite unternommenen Versuch wenden, mit der Frage der Reichsfinanzreform die Frage der „konstitutionellen Garantien“ zu verquicken. Die Reichsfinanzreform ist keine Partei-sache, die eine Partei anbieten oder versagen könnte, um etwas andres dadurch zu erlangen. Sie enthält in sich selbst so viele Notwendigkeiten gegenseitiger Zugeständnisse, daß die Heranziehung anderer Fragen der Gesetzgebung das Gleichgewicht in verhängnisvoller Weise verschieben muß. Deshalb liegt vorläufig in der Möglichkeit der Aufstellung liberaler Forderungen, die mit der Reichsfinanzreform selbst eigentlich nichts zu tun haben, die Hauptgefahr für das Zustandekommen des ganzen Werks.

Die landwirtschaftlichen Fortbildungskurse bei den bayerischen Truppenteilen. Der Gedanke, in den jungen Bauern, die der Heeresdienst in die Städte zieht, die Liebe zum Heimatdorf und zur Tätigkeit ihrer Väter durch landwirtschaftliche Fortbildungskurse wach zu erhalten, hat sich durch seine Überzeugungskraft ein Jahr nachdem ihn Regierungsrat von Braun in Augsburg noch

einmal gedacht hatte, ganz Bayern erobert. Der Verlauf und der Erfolg des erstenurses bei dem vierten Chevaulegersregiment in Augsburg bewirkten, daß sofort auch ein Truppenteil mit zweijähriger Dienstzeit, das vierte Feldartillerieregiment, das ebenfalls in Augsburg steht, für seine Mannschaften einen solchen Kurs einrichtete. Durch die Verlegung desurses in die Wintermonate, November, Dezember, Januar, Februar, März, wurde jede Schädigung des Dienstes vermieden, und dadurch, daß die Vorträge nicht an Abenden, sondern jeden Samstag nachmittags von zwei Uhr an stattfanden, wurde auch verhütet, daß die Ermüdung die jungen Leute um die Früchte des Unterrichts brachte. Das Regiment stattete seine lernbegierigen Mannschaften mit Heften und Bleistiften aus, die Kanoniere benutzten diese Geschenke fleißig, und so wird mancher von ihnen, wenn er zur Reserve entlassen wird, als Andenken an seine Dienstzeit ein Kollegienheft mit Lehren, Ratschlägen und Anregungen für seine Tätigkeit auf der eignen oder auf fremder Scholle in die Heimat bringen. Alle aber haben die Heimerde nicht nur verteidigen, sondern auch besser bewirtschaften gelernt.

An diesem Kurse bei dem vierten Feldartillerieregiment haben 3 Unteroffiziere und 62 Mann des zweiten Jahrgangs teilgenommen. Gewiß werden auch von ihnen viele durch die Vorträge ihren Heimatdörfern und ihrem Berufe erhalten werden.

Nach diesen ersten zagen Schritten ging die Idee rasch durch das Land. Die Behörden förderten die Kurse, und die beiden Kammern erkannten den Wert des Gedankens und der bisher errungenen Erfolge an. Die zweijährige Dienstzeit hielt nun keinen Truppenteil mehr von der Einrichtung ab. So wuchs die Zahl der Kurse und der Teilnehmer rasch. An den Kursen, die das dritte Bataillon des einundzwanzigsten Infanterieregiments in Eichstätt und das zweite Manenregiment in Ansbach veranstalteten, nahmen 130 Infanteristen und 50 Manen teil, in den gemischten mittelfränkischen Garnisonen Erlangen, Fürth, Nürnberg betrug die Zahl der Teilnehmer 384, 200, 120 Mann. In Neumarkt in der Oberpfalz richtete die detachierte Eskadron des sechsten Chevaulegersregiments einen Kurs ein, an dem 35 Mann teilnahmen. Die Kurse, die beim zweiten Bataillon des einundzwanzigsten Infanterieregiments in Sulzbach, beim sechsten Infanterieregiment in Amberg und beim elften in Regensburg stattfanden, waren von 116, 176, 521 Mann besucht. An dem Kurse beim sechzehnten Infanterieregiment in Passau nahmen 120 Mann teil. Wieviel Mann beim zweiten Schweren Reiterregiment in Landshut und beim siebenten Chevaulegersregiment in Straubing landwirtschaftlichen Unterricht genossen haben, ist mir nicht bekannt, auch über den Besuch der Vorträge, die das erste Manenregiment in Bamberg halten ließ, fehlen mir genauere Angaben.

In der Landeshauptstadt war die Veranstaltung landwirtschaftlicher Fortbildungskurse besonders wichtig, da ihre starke Garnison von drei Infanterieregimentern, drei Feldartillerieregimentern, zwei Fußartilleriekompagnien, einem Reiterregiment, zwei Bataillonen und zwei Kompagnien technischer Truppen und einem Trainbataillon jährlich viele Hunderte von jungen Bauern dem Circenzauber der Großstadt aussetzt. Im Februar wurde auch hier der landwirtschaftliche Unterricht organisiert. Da sich gegen 800 Mann zur Teilnahme meldeten, wurden zunächst für die Mannschaften des zweiten oder dritten Jahrgangs, die im Herbst zur Reserve übertreten, zwei Parallelkurse zu je zwölf Vorträgen veranstaltet. An dem ersten, der am 29. Februar begann, nahmen Mannschaften des ersten Infanterieregiments, des ersten, dritten, siebenten Feldartillerieregiments, des Fußartillerie- und des Telegraphendetachements, der Luftschifferabteilung, der Equitationsanstalt und des Belegungsamtes teil. Der zweite Kurs, für Mannschaften des Infanterie-Leibregiments und der Bezirkskommandos, begann am 4. März. Da dem Leibregiment seine „langen Kerle“ aus allen Teilen des Königreichs zugewiesen werden, nahmen an diesem Kurse Bauern aus allen bayrischen Gauen teil, und der Erfolg dieses Unterrichts

wird dem ganzen Lande zugute kommen. Nachdem diese beiden Kurse abgeschlossen waren, begann im Mai ein dritter Kurs, der für die Mannschaften des zweiten Infanterieregiments, des ersten Schweren Reiterregiments und des Kadettenkorps bestimmt ist. Im Herbst, wenn die Teilnehmer an diesen Kursen zur Reserve entlassen werden, wird man den Erfolg des Unternehmens messen können. Da Ökonomierat Maier-Bode aus Augsburg, dem neben dem Regierungsrat von Braun das Hauptverdienst an der Einführung dieser Form der Volkserziehung in Deutschland zukommt, auch bei den Münchner Truppenteilen den landwirtschaftlichen Unterricht erteilt, darf man hoffen, daß der Erfolg seines Unterrichts auch hier so groß sein wird wie bei den Mannschaften des vierten Chevaulegersregiments.

Die Kosten des Unternehmens sind gering. Die Räume sowie die Beleuchtung und die Heizung stellen die Truppenteile. Der bayrische Kriegsminister erklärte bei der Beratung des Militäretats im Finanzausschuß der Reichsratskammer, daß sich eine schöne Entwicklung dieses löblichen Unternehmens voraussehen lasse, und daß er auch mit der Ausdehnung solcher Fortbildungskurse auf andre Gebiete, zum Beispiel das Gewerbe, einverstanden sei. So wird sich das Heer zu einer Fortbildungsanstalt für das Volk entwickeln, ohne seinen Grundcharakter als Stählungsanstalt zu verlieren. Mich interessiert das Unternehmen hauptsächlich, insoweit es die Erhaltung der Bauernkraft zum Ziele hat. Denn wie rasch Bauernkraft verwelkt, wenn sie entwurzelt und in die Stadt verpflanzt wird, habe ich im eignen Geschlecht erfahren, an mir selbst. Meine Vorfahren waren Schmiede im Ochsenfurter Gau. Ein Onkel meines Vaters zog mit der Großen Armee nach Rußland und kam aus der kalten Hölle wieder in die Heimat. Zudem er nachts zum Ausruhen auf Bäume kletterte und sich festband, entrann er den Wölfen; wie er den Kosaken entrann, weiß ich nicht, den Hunger und den Frost überwand er mit seiner ungebrochenen, zähen Bauernkraft. So war er unter den dreitausend Bayern, die als Rest des bayrischen Korps die Heimat wiedersahen; in einer Winternacht klopfte er an das helle Fenster seines Vaterhauses, wo seine Schwester, meine Großmutter, Brot buk. Was der Herr Leutnant an Uniformstücken und sonstigen Hüllen an sich trug, verging in der Glut des Backofens zu Asche, er selbst aber, der voll trotziger Sehnsucht nach der Heimat immer vor dem Tode her so lange westwärts gewandert war und auf dem Wege doch viel Kraft verloren hatte, schlief und aß sich daheim rasch wieder gesund. Sein Neffe, mein Vater, dem das Krasterbe des Schmiede- und Bauerngeschlechts noch unverkürzt zuteil geworden war, verfiel, nachdem er lange in einer bayrischen Sanitätskompagnie gedient und in der Krankenpflege viel Gesundheit und Kraft geopfert hatte, der Stadt. Von seinen Söhnen erhält nur einer die militärische Tradition in der Familie aufrecht, mein jüngerer Bruder war noch für die Ersatzreserve brauchbar, ich selbst war ganz untauglich. Hätte ich wie mein Vorfahr im Winter von Polocz bis zur Tauber wandern müssen — mich hätten die Wölfe gefressen.

Ludwig Kemmer

Kantiana. Nicht bloß eine gedrängte und verständliche Darstellung, sondern auch eine scharfsinnige Kritik der kantischen Philosophie hat Oswald Külpe in seinem mit einem schönen Bildnis des Philosophen verzierten „Kant“ geliefert (146. Bändchen der bei B. G. Teubner in Leipzig erscheinenden Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“; 1907). Wir führen drei Stellen an, die Hauptergebnisse enthalten. „Man kann sagen, daß Kants Erkenntnistheorie nur eine Theorie der Formalwissenschaften ist. Unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, gewinnen alle seine Ausführungen eine natürliche Farbe und Bedeutung. In den Formalwissenschaften wird a priori gearbeitet, ist das erkennende Subjekt auf sich selbst gestellt, und sind die Gegenstände bloße Phänomene des erkennenden Geistes“ (S. 83). Die beiden eigentümlichen Theorien Kants „haben sich als unhaltbar erwiesen. Die Apriorität

bedeutet nicht die Subjektivität, und das Denken ist in weitem Umfange von der Anschauung unabhängig. Trotzdem war es von nicht zu unterschätzender Bedeutung, daß Kant die Erkenntnis auf die mögliche Erfahrung einschränkte. Denn er brachte der spekulativen, auf die selbständige Kraft des Denkens vertrauenden Philosophie dadurch zum Bewußtsein, daß es einen wesentlichen Unterschied zwischen Gewißheit und Wahrscheinlichkeit, zwischen Überzeugung und Vermutung, zwischen Erfahrbarem und Unerfahrbarem gibt" (S. 95 bis 96). Freilich waltet in Kants „Ethik nicht die liebenswürdige Anmut, die alle Ecken abstumpft und alle Kanten rundet, ebensowenig die glückliche Harmonie, die alle Gegensätze ausgleicht und allem Tun und Treiben die beste Seite abzugewinnen weiß. Aber dafür kann sie den Heroismus und die Erhabenheit für sich in Anspruch nehmen. Der Held, dem es gelingt, trotz vorübergehender Irrungen und Anfechtungen seinem Gewissen zu folgen und seinen schlimmsten Gegner, die tierische Natur in sich selbst, dauernd zu besiegen, ist das persönliche Ideal der kantischen Moral. So stellt sie sich in einen entschiedenen und bedeutungsvollen Gegensatz zu aller Weichlichkeit schöner Seelen, zu aller Kurzsichtigkeit und Unzuverlässigkeit momentaner Neigungen, zu aller Eigenwilligkeit rücksichtsloser Begierden" (S. 115 bis 116). — Kant hat sich bekanntlich mit Kopernikus verglichen, indem er versuchte, ob man nicht in der Metaphysik besser fortkomme, wenn man die gewöhnliche Annahme, daß sich unsere Erkenntnis nach den Gegenständen zu richten habe, umkehre und sage: „die Gegenstände müssen sich nach unserm [so!] Erkenntnis richten.“ Ernst Marcus hat in einer besondern Schrift dieses „Revolutionsprinzip“ aufs neue zu beweisen versucht und zeigt, daß von den drei möglichen Erklärungsweisen der „transzendenten Harmonie“, das heißt der Übereinstimmung von Naturgeschehen und Denken (transzendente Ursache, die die Übereinstimmung bewirkt, Abstraktion unserer Begriffe aus der Erfahrung, Kants Revolutionsprinzip) nur die dritte haltbar sei. Dagegen beweist Dr. Karl Gaquoin in der (bei Heinrich Staadt in Wiesbaden, 1907, erschienenen) Schrift: Die transzendente Harmonie bei Ernst Marcus, daß nur die erste Erklärungsweise befriedigt. Die ganze Erkenntnistheorie ist eben nur das Bemühen, herauszubekommen, wie es Gott anfängt, durch eine stoffliche Maschinerie in Seelenvorstellungen zu erregen, die diese Seelen ihrer Organisation gemäß verarbeiten, ohne dabei mit dem Naturlauf in Kollision zu geraten. Selbstverständlich kann das niemand herausbekommen, aber die Verkettung von Naturlauf und Denkarbeit zu untersuchen und zu beschreiben, ist immerhin eine nützliche Arbeit, weil sie Irrtümer meiden hilft. Die Schrift ist dem Andenken des 1808 gebornen Reformkatholiken Leopold Schmid gewidmet, der 1849 zum Bischof von Mainz gewählt aber vom Papste nicht bestätigt wurde, 1867 seinen Austritt aus der katholischen Kirchengemeinschaft erklärte, in der Überzeugung jedoch, daß er trotzdem Katholik bleibe, und als Gießener Philosophieprofessor 1869 verstorben ist. Es gehört nicht zur Kantkritik, wird aber manche Leser interessieren, daß der Hugenottensprößling Gaquoin unter seinen ältern Ahnen einen zählt, der ein Freund und Bewunderer Deutschlands war. Robertus Gaquinus, der 1492 französischer Gesandter am pfälzischen Hofe war, hat zwei lateinische Gedichte verfaßt, das eine zum Lobe Heidelbergs und des Pfalzgrafen Philipp, das andre zum Preise des Heidelberger Studiums. Karl Gaquoin hat die beiden Gedichte mit deutscher Übersetzung in einer Denkschrift auf Robert Gaquoin (1901 in Karl Winters Universitätsbuchhandlung zu Heidelberg) herausgegeben.

C. J.

Sieg der Freude. Unter diesem Titel hat der vornehme Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart soeben ein Werk*) erscheinen lassen. Selten hat uns ein

*) A. von Gleichen-Rufwurm, Sieg der Freude. Eine Ästhetik des praktischen Lebens. Stuttgart, Julius Hoffmann, 1908.

Buch einen so hohen geistigen Genuß bereitet, eine solche Fülle von Anregung und Belehrung gewährt wie das vorliegende. Es ist das ästhetische Glaubensbekenntnis eines feinsinnigen Geistes, der mit gediegener philosophischer Bildung, klarem Urteil und staunenswerter Belesenheit künstlerische, soziale und ethische Probleme unsrer Zeit behandelt und in einer bestrickenden Darstellung zu lösen sucht. Eine auffallende Erscheinung ist es ja, daß die Ästhetik, die in Kunst und Literatur lange Zeit als eine unfruchtbare Gehilfin, ja als eine lästige und aufdringliche Lehrmeisterin beiseite geschoben worden war, in den letzten Jahren immer mehr zur Geltung gekommen ist; und A. von Gleichen-Rufswurm, der schon 1899 einen gegen den siegreichen aber höchst bedenklichen Naturalismus gerichteten Aufsatz „Die Pflicht zur Schönheit“ in den Preussischen Jahrbüchern veröffentlichte, hat wesentlich zu diesem erfreulichen Umschwung mitgewirkt. Heutzutage stehen Kunst, Leben und Moral in der Tat dem Begriff der Schönheit ganz anders gegenüber als vor einem Jahrzehnt. Man könnte, meint der Verfasser, sich fast ängstlich fragen, ob die Sache aufrichtig gemeint sei, ob solche rasche Wandlung nicht nur eine Mode bedeute. Doch viel zu ernst und tief hänge die Sehnsucht nach Schönheit mit dem modernen Dasein zusammen; sie verbinde sich zu innig mit der höhern Menschwerdung, die das Ideal der Neuzeit bilde, mit der Schöpferkraft, die sich auf der alten Erde eine neue Erde geschaffen habe und diese recht überzeugt bewohnbar machen wolle. Der Schaffende brauche edeln Genuß, der Leidende edeln Trost. „Kann die nüchterne Nützlichkeit allein solchen Genuß gewähren? Das religiöse Gefühl im Menschen ist unausrottbar, ob auch Religionen kommen, stehen und fallen. Es verlangt gebieterisch nach Schönheit. Nur durch das, was der Bewunderung und seligen Andacht geboten wurde, erhielten sich die Kulte aller Zonen. Duft, Glanz, Farbe und Musik gaben die äußere Weihe, das Pathos erhaben dramatischer Momente gewann die Herzen. Auch der sinnliche Trieb des Menschen verlangt nach Schönheit.“

Man sieht schon hieraus, daß sich der Verfasser an Schillerische Ideen anlehnt, aber auch Goethe, Emerson, Ruskin u. a. bieten ihm Bausteine für seine Ästhetik des praktischen Lebens. In vier Büchern und 21 Kapiteln behandelt er die Grundlagen einer solchen Ästhetik, ihre Gebote, ihre Einflüsse und Wirkungen. Eine Fülle seiner Ideen und geistvoller Anregungen gibt er in den „Geboten“, wo er über die Behaglichkeit unsrer Wohnräume spricht, über die Auswahl der Schmuckgegenstände, über die Grundgesetze der Tracht, der Körper Schönheit, über die Anmut der Rede und den guten Ton. Beherzigenswerte Bemerkungen und Mahnungen enthält das Buch über die Wirkungen einer Philosophie der Schönheit. So sagt er an dieser Stelle sehr treffend: „Die Erziehung ist ein Gebäude, an dem die Menschheit seit Jahrtausenden baut. Eigentlich unser rechter Turm von Babel, ein stolzes Werk, mit dem wir allmählich den Himmel erreichen wollen, unsern Enkeln die echte Gotteskindschaft zu geben. Nun liegt es tief in der menschlichen Natur, gern überflüssigen Zierat anzuschaffen und anzubringen; das wirklich Notwendige, das von Grund aus Gebotne aber zu vernachlässigen oder auf die lange Bank zu schieben, das heißt, unsern Nachkommen zu überlassen. Denn der Zierat ist viel unterhaltender, macht mehr Effekt, bringt schneller zu Ansehen, mit einem Wort, macht uns großen, unverbesserlichen Kindern Spaß! Daher kommt es, daß an dem Riesengebäude der Erziehung eine unabsehbare Menge von Türmchen, Erkern und Altanen, Säulen, Bildwerk und Vergoldung ist, wodurch das Ganze recht imposant und malerisch wirkt. Aber in vielen Sälen droht die Decke mit Einsturz, oder in manchen Zimmern ist es ganz dunkel vor lauter unnötigen Vorbauten, oder man stößt sich an den zu niedrigen Türen und stolpert über den Bauschutt von Jahrhunderten.“

Der Verfasser verlangt, daß aus diesem labyrinthischen Wunderwerk unsers Schulwesens alles Ungeschickte und Unnütze entfernt werde, damit Licht und Luft in die Räume eindringe.

Wir wünschen im Interesse einer Gesundung unsrer sozialen und künstlerischen Zustände, daß dieses populär geschriebne und gediegne Buch die weiteste Verbreitung finde, und wollen nicht unterlassen, unsern Lesern diese Erscheinung, die vom Verlage geradezu musterhaft ausgestattet ist, angelegentlich für den Weihnachtstisch zu empfehlen.

E. G.

Neue Bücher aus dem Insel-Verlag. Aus dem überaus rührigen Insel-Verlag, der in der kurzen Zeit seines Bestehens schon außerordentlich viel für die Verbreitung kostbarer literarischer Schätze und zugleich auch die Hebung der Buchausstattung getan hat, liegt wiederum eine ganze Reihe von Werken vor, von denen wir einige unsern Lesern ganz besonders empfehlen möchten. Zunächst sei darauf hingewiesen, daß Die Erzählungen aus den tausend und ein Nächten, auf Grund der Burtonschen englischen Ausgabe besorgt von Felix Paul Greve, deren erste Bände wir schon vor Jahresfrist besprochen haben (Grenzboten 66. Jahrg. Heft 49), jetzt mit dem Erscheinen des zwölften Bandes abgeschlossen vorliegen. Wir glauben, daß es jedem Käufer der Bände ergangen sein wird wie jenem König, der die Handschrift der Erzählungen im Schatz eines seiner Vorgänger fand, und von dem es auf der letzten Seite des Textes heißt: „Er las also von ihnen ein erstes Buch und ein zweites und ein drittes und so weiter bis zum letzten, und jedes Buch erstaunte und entzückte ihn immer mehr als das vorhergehende, bis er zum Ende kam.“ Was den letzten Band besonders wertvoll macht, ist eine umfangreiche Abhandlung „Zur Entstehung und Geschichte des arabischen Buches Tausendundeine Nacht“ von Karl Dyroff, woran sich noch ein chronologisches Verzeichnis der Kalifen, ein Register der Eigennamen, ein Sachregister, ein geographisches Register und das Gesamtinhaltsverzeichnis anschließen.

Der berühmten Sammlung orientalischer Fabuliertkunst reiht sich das Meisterwerk der spanischen Literatur, Cervantes Don Quixote in vollständiger deutscher Ausgabe unter Benutzung der anonymen Übertragung von 1837 besorgt von Konrad Thorer (3 Bände, geh. 10 Mk., in Leinen 14 Mk., in Leder 18 Mk.), würdig an. Es ist eine Lust, den alten Bericht von den wundersamen Abenteuern des sinnreichen irrenden Ritters aus der Mancha, dieses wehmütig-heitere nie verblaffende Spiegelbild menschlicher Torheit in dem neuen, vornehm-gediegenen Rahmen zu betrachten, den ihm der Verlag gegeben hat. Es ist, als ob der große Dichter aus der schön geschnittenen klaren Antiqua noch einmal so eindringlich zu uns spräche, als ob zwischen den Zeilen, deren Inhalt uns lächeln macht, der Quell der höchsten und letzten Weisheit, an dem sich drei Jahrhunderte gestärkt und erquidelt haben, noch einmal so stark und hell sprudelte!

Auf Cervantes Goethe! Er ist unter den neuen Erscheinungen mit den Sprüchen in Reimen, Jähmen Xenien und Invektiven vertreten, die Max Hecker mit einer Einleitung und Anmerkungen als Gegenstück zu den von Hermann Krüger-Westend vor einigen Monaten neu edierten Sprüchen in Prosa herausgegeben hat. Eine sehr verdienstvolle Arbeit auf dem Gebiete der Goetheliteratur hat auch Hans Gerhard Gräf mit einer Auswahl aus Goethes Tagebüchern geleistet. Bekanntlich erstrecken sich die von Goethe eigenhändig geführten oder diktierten Tagebücher über 58 Jahre, ohne jedoch in vollständiger Erhaltung auf uns gekommen zu sein. Der Dichter hat in seinen täglichen Aufzeichnungen mitunter kürzere oder längere Pausen gemacht; viele Bände scheinen auch verbrannt oder sonstwie verloren gegangen zu sein. Fast ganz lückenlos ist

nur die Serie aus der Weimarer Frühzeit, März 1776 bis Januar 1781 und die des höchsten Greifenalters, Januar 1796 bis zum 16. März 1832, erhalten. Die dazwischen liegende lange Periode ist nur durch einzelne Monate oder kurze Reihe von Monaten vertreten. Aus diesem trotz alledem sehr reichen Material hat Gräff alles ausgewählt, was wegen der darin erwähnten Tatsachen und ausgesprochenen Gedanken oder wegen der zum Teil sehr merkwürdigen aphoristischen Form für den Goethefreund, der nicht zugleich auch Goetheforscher ist, von Interesse sein kann. Da ist denn der Gegensatz zwischen den Aufzeichnungen der Frühzeit und denen der Spätzeit sehr in die Augen fallend. Dort absolute Subjektivität, Beschäftigung mit dem eignen Ich und dessen Konstellation zu der nähern Umgebung, hier die reinste Objektivität, die bis zu der ausführlichen Beschreibung eines Nordlichts geht und gelegentlich die Person des Verfassers in eine historische Beleuchtung rückt. Der Genuß der Lektüre wird durch den reichen Anhang von Erläuterungen erhöht und zum Teil überhaupt erst ermöglicht. Jede der drei Goethepublikationen kostet in einen saubern, im Stile der klassischen Zeit gehaltenen Pappband gebunden nur 2 Mark.

J. R. H.

Von Kunst und Künstlern. Die deutsche Kunstpublikation steht auch auf diese Weihnächten hin wieder in Blüte. Wir widmen unsern Lesern einen kleinen Strauß davon und erinnern zuerst an den Fortgang des „Allgemeinen Lexikons der bildenden Künstler“ von Thieme und Becker (Engelmann), über dessen jetzt erschienenen zweiten Band all das auszeichnende zu wiederholen wäre, das seinerzeit hier über den ersten Band gesagt worden ist: neue Grundlegung unsers kunstgeschichtlichen Wissens in Tausenden von Einzelbiographien eines zugleich minutösen und großartigen Werkes von wissenschaftlich allererstem Range. Der zweite Band, dessen so baldiges Erscheinen alle an diesem Studien- und Lebensgebiet teilnehmenden erfreut hat, enthält die Artikel Antonio da Monza bis Salomon Waffan. Die Weite des Gesichtsfeldes des Werkes ist bekannt, es handelt auch von den ostasiatischen Künstlern; einen zusammenhängenden kürzern Führer durch „Japans Kunst“ gibt das neue Buch von Oskar Münsterberg (Westermann), ein Auszug aus der großen dreibändigen Arbeit desselben Verfassers. Wir haben zu Beginn dieses Jahres hier auf Parallelen zwischen altjapanischer und altgermanischer Lyrik hinweisen dürfen; Münsterberg scheidet die ganze Kunstentwicklung Japans in Perioden, die er solchen der europäischen Kultur der letzten beiden Jahrtausende analog findet. Auch wer sich etwas zurückhaltender zu dieser Anschauung des Verfassers stellen möchte, wird an dem gut illustrierten Buch Interesse gewinnen. Der Verlag von Wilhelm Weicher bietet ein neues Werk eines unsrer ältesten Bilderkenner an, des Antwerpner Museumsdirektors Max Rooses, „Die Meister der Malerei“ von 1400 bis 1800, das dank der Verteilung der Schulen auf handliche Hefte, dem überall rasch und behaglich orientierenden Text, den gegen fünfhundert Abbildungen (darunter manches sonst schwer zu sehende Stück und eine Reihe Farbendrucktafeln) und dem für alles das kleinen Preise von 12 Mark vielen willkommen sein wird.

Von einem auch sonst reichlich erörterten Thema der Gegenwart ist die Rede in dem Bändchen „Deutsche Kunstziehung“ (Teubner). Das enthält Aufsätze von Lichtwardt, Kerstensteiner, Pauli u. a. über die gegenwärtige Erziehung des deutschen Auges in Schule und Museum (für den dritten internationalen Kongreß für diese Dinge in London 1908 verfaßt). Gedruckt sind aber diese schönen Reden in einer so augenschmerzenden, groß-schwarzen, überdicken und dichten Type, daß doch der Schulaugenarzt einmal mit Herrn Professor Behrens reden möchte: dieser hat das Büchlein ausgestattet und dafür gesorgt, daß die einzige leicht lesbare Zeile in ihm die Mitteilung von seiner Ausstattungsarbeit ist. Wie wohl wird unserm Auge danach, wenn wir ein so nüchtern und hell gedrucktes Buch wie die auch sachlich

nüchterne und helle Studie von Joseph Braun über die „Kirchenbauten der deutschen Jesuiten“ (Herder) aufschlagen!

Von Werken über einzelne Künstler empfehlen wir diesmal nur zwei. Eine feine Gabe ist das Segantiniheft der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege (Scholz; 1 Mark) mit siebenzehn Zeichnungen des südtiroler Meisters, der zu den sehr wenigen besten der Gegenwart gehört, an Innigkeit der Naturempfindung von keinem übertroffen wird und mit seinen Alpenschildereien wie mit den Mutter- und Kindbildern einen Teil von Dürers Erbe angetreten hat (mit kurzem, gutem Geleitwort von B. Köpde). Und in den „Klassikern der Kunst“ (Deutsche Verlagsanstalt) ist soeben der Wandtischband ausgegeben worden, sicher einer der schönsten dieser wichtigen Sammlung. Eine kluge Neuerung darin ist, daß die Bilder nicht schwarz, sondern tonig gedruckt sind, hier alle in einem ganz dunkeln Braunviolett, das man kaum als Farbe empfindet, das aber doch eine Annäherung an vandychsche Farbenwirkung enthält. Das sich so darstellende Gesamtwerk des Meisters ist überraschend stattlich, auch wenn die Autorschaft des einen oder des andern Blattes strittig bleibt. Die gewandte Einleitung des Herausgebers Emil Schaeffer nimmt frei und lebhaft zu dem Künstler Stellung; dieser wird treffend als vielleicht der einzige Modernaler in der ganzen Kunstgeschichte bezeichnet, der nie wieder außer Mode gekommen sei. Manches Fragezeichen wird sich vielleicht dem aufmerksamen Durchprüfer des Bandes ergeben, wenn er alles in den Anmerkungen ausgesprochne beim Betrachten der Bilder nachzuwägen versucht; die Ausgabe muß aber auch in diesem Teile mindestens als sehr anregend bezeichnet werden. Das Seite 157 wiedergegebne „Familienbildnis“ (bei Sir Frederick Cook, Richmond) halten wir für eine Darstellung der Familie Rubens, etwa 1619 gemalt. R. W.

De Jonge und Zepelin. Im dritten Bande des Jahrgangs 1904 der Grenzboten Seite 725 habe ich zwei Schriften von Moritz de Jonge besprochen. Ich habe nach seinen eignen Angaben erzählt, wie er Christ geworden, auf das Gutachten von vier jüdischen Ärzten hin als irrsinnig eingesperrt worden, dann aber zum Judentum zurückgekehrt ist und sich mit seiner Familie wieder ausgehört hat. Über seine zwei Schriften habe ich objektiv berichtet und unter andern erwähnt, daß er prophezeit, der Messias werde demnächst, auf einem Schimmel im lenkbaren Luftschiff sitzend, ankommen und einen Triumphzug um die Erde halten. Darauf schreibe ich, die vier jüdischen Ärzte würden, wenn sie das läsen, ausrufen: so haben wir also doch recht gehabt! Angenommen jedoch, schreibe ich weiter, „er wäre wirklich irrsinnig, so würde es sich immer noch fragen, ob man das Recht hätte, ihn einzusperrern. Vorläufig ist das lenkbare Luftschiff noch nicht erfunden, und er hat den Triumphzug, der ja als grober Anflug und Rebellion, verursacht durch religiösen Wahnsinn, qualifiziert werden könnte, noch nicht angetreten. [Ein jüdischer Journalist hatte mir nämlich gesagt, daß de Jonge sich selbst für den Messias halte.] Dann aber muß man nicht glauben, daß alles so verrückt klinge wie das Angeführte.“ Und nun teile ich einiges von den Ergebnissen seiner Bibelforschung mit, das ich als überaus scharfsinnig, von tiefem Studium zeugend und ernstlicher Beachtung wert charakterisiere. Nach Zepelins erster großer Fahrt nun schrieb er an mich: „In den Grenzboten hat Herr Carl Zentsch die Prophezeiung, daß das lenkbare Luftschiff in naher Zukunft erfunden werden würde, als Verdachtsymptom für den Irrsinn des Propheten verarbeitet. »Ob der Mann nicht doch am Ende Recht hat?« (Seite 727, Zeile 18.)“ Diese Worte beziehen sich nicht auf die Luftfahrt des Messias, sondern auf de Jonges Kritik der christlichen Theologen, von der ich sage, seine Beweise seien so scharfsinnig, mit so viel Geschick und Wit vorgetragen, daß man sich stellenweise versucht fühle, zu fragen, ob der Mann nicht am Ende Recht habe, „natürlich nicht mit dem Luftballon, aber mit vielen andern seiner Schrifterklärungen“. Gegen

meine Gewohnheit und meine Grundsätze ließ ich diese Karte sowie eine zweite, die mich ausdrücklich zu einer Berichtigung aufforderte, unbeantwortet, weil ich nicht wußte, was ich antworten sollte; denn wie die Leser sehn, ist es nicht die Prophezeiung, daß das lenkbare Luftschiff erfunden werden werde, wovon ich gesagt habe, daß andre Leute es als Zirkumstanzsymptom deuten würden. Wenn sich die Leser die Mühe nehmen wollten, den ganzen Artikel über de Jonge noch einmal durchzulesen, würden sie noch genauer erkennen, wie ungerechtfertigt seine Auffassung dieses Artikels ist. Nachdem er nun aber auch noch in einem längern Schreiben bei der Redaktion der Grenzboten Beschwerde geführt hat, sehe ich mich zu dieser kurzen Darstellung der Sache genötigt. Ich ziehe daraus die Lehre, daß es am besten ist, sich auf die Rezension von Schriften, deren Verfasser ein normwidriges Überwiegen der Phantasie verraten, gar nicht einzulassen; Freude bereitet solchen Herren das Ignoriertwerden freilich auch nicht.

Carl Zentsch

Gute Bücher für die deutsche Jugend

Deutsches Märchenbuch. Von Dr. Oskar Dähnhardt. Mit vielen Zeichnungen und farbigen Original lithographien von Erich Kuithan. 2 Bände. Gebunden je M. 2.20.

Deutsche Märchen! Welch holder Zauberklang tönt aus diesem Worte! Rotkäppchen schreitet durch den dunklen Wald, wo der böse Wolf haust; Schneewittchen birgt sich bei den sieben Zwergen über den sieben Bergen; das treue Gretel reitet ihr gutes Hänsel; Königsöhne ziehen auf Abenteuer in die Weite und erlösen die schöne Prinzessin; pfiffige Schneiderlein verrichten Heldentaten, Däumlinge werden Könige, und arme Schlucker kommen auf den grünen Zweig. Es ist eine bunte Welt voll traumlicher, lieber Gestalten, in die uns Dähnhardt hineinführt.

Naturgeschichtliche Volksmärchen. Von Dr. Oskar Dähnhardt. 3. Aufl. In 2 Bänden. Mit Zeichnungen von O. Schwindrazheim. Geb. je M. 2.40.

„In den alten Zeiten hatte nicht nur jeder Klang noch Sinn und Bedeutung, auch jede Eigentümlichkeit im Bau und Leben der Tiere und Pflanzen war Gegenstand gemüthlichen Betrachtens und Beobachtens seitens des Volkes. Dähnhardt hat diesen Schatz ausdeutender Märchen gehoben und der deutschen Kinderwelt einen duftenden Märchenstrauß sinniger Naturbetrachtung überreicht. Die Sprache ist echt volkstümlich, so, wie sie dem Volke selbst abgelaußt ist.“

(Sächsische Schulzeitung.)

Deutsche Heldensagen. Von K. H. Keck. 2. Aufl. In 2 Bänden von Dr. Bruno Buisse. I: Gudrun und Nibelungen. II: Dietrich von Bern. Mit Steinzeichnungen von R. Engels. In Leinwand gebunden je M. 3.—

So erscheint das Buch, namentlich in dem neuen Gewande, als vorzügliches Mittel, unsere Jugend in die Sagenwelt des 13. Jahrhunderts einzuführen, ihr Interesse an den markigen Gestalten der germanischen Vorzeit zu wecken und zu fördern. Die äußere Ausstattung ist hervorragend, der Druck ausgezeichnet.

(Südwestdeutsche Schulblätter.)

Stoll-Lamer: Die Sagen des klassischen Altertums. Neu bearbeitet von Dr. Hans Lamer. 6. Aufl. In 2 Bänden. Mit 79 Abb. und 6 Tafeln.

I: Sagenreihen von Herakles, Theseus, den Argonauten, Oidipus u. s. w.

II: Ilias und Odyssee. In Leinw. geb. je M. 2.60, zusammengeb. M. 6.—

Stoll-Lamer: Die Götter des klassischen Altertums. Von H. W. Stoll. 8. Aufl. Mit 92 Abb. Neu bearb. v. Dr. Hans Lamer. In Leinw. geb. M. 4.50.

Unter den Wiedergaben der antiken Sagen haben seit Jahrzehnten die Stoll'schen sich allgemeiner Anerkennung und Beliebtheit zu erfreuen gehabt; sie werden es in der neuen Fassung, in der sie hier vorliegen, in erhöhtem Maße tun! Da auch der Preis im Vergleich zum Gebotenen ein sehr mäßiger ist,

so darf das Buch in seiner Neugestaltung warm empfohlen werden.

(Der Tag.)

Natur-Paradoxe. Ein Buch für die Jugend, zur Erklärung von Erscheinungen, die mit der täglichen Erfahrung im Widerspruch zu stehen scheinen. Nach Dr. W. Hampsons „Paradoxes of nature and science“ bearbeitet von Dr. C. Schäffer. Mit 4 Tafeln und 65 Textbildern. In Leinw. gebunden M. 3.—

„Da ist die Rede von Vällen, die um die Erde fliegen, von Eis, das schmilzt, während es kälter wird; da wird gefragt, „wie der Schwächere den Stärkeren besiegt“, oder „Wer kann durch die Hand sehen?“; da wird das alte Problem des Steines der Weisen gelöst, das „Bauchreden“ erklärt und schließlich auch gezeigt, worauf der Tugendstich des Zenon beruht, daß Achilles die Schildkröte nicht einholen könne. Dies ist nur wenig aus der Fülle. Ich meine, niemand, der sich und der seiner Obhut unterstehenden wissenschaftlichen Jugend frohe und genussreiche Stunden zu bereiten wünscht, sollte an diesem Buche vorbeigehen.“

(Frankfurter Zeitung.)

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin